

Das Sonntagsblatt.

Nro. 109.

Sonntag den 29. Januar 1809.

E. Ludwig Fernow.

Öeffentliche Blätter melden den Tod des Herrn Fernow, bisherigen Professors der Philosophie in Jena. Die Geschichte und Theorie der Kunst, so wie die Ausbreitung der italienischen Literatur in Deutschland, verliehren an ihm einen fleißigen, einsichtsvollen Beförderer. Fernow war mit dem Geiste der critischen Philosophie vertraut, und hatte sich die aus ihr hervorgehenden Ansichten der Aesthetik zu eigen gemacht; zugleich aber schützte sein gesunder Kopf ihn gegen alle Verirrungen einer leeren Speculation. Er lebte zehn Jahre in Rom, wo er das Anschauen der Meisterwerke der Kunst und das Nachdenken über dieselben zu seinem Geschäft machte; dabey verlor er nie den Sinn für die Natur und das Leben, und veredelte

diesen Sinn noch durch das vertraute Studium der großen Dichter Italiens. Ein solcher Mann mußte mehr als gewöhnliche Erwartungen für die Wissenschaft des Schönen erregen, und den verständigen Freunden der Aesthetik um so schätzbare seyn, als diese Wissenschaft gegenwärtig, durch mystischen Wortkram verunstaltet und durch die Eitelkeit einiger träumenden Schriftsteller entwürdigt, in Gefahr ist, um das ihr gebührende Ansehen gebracht zu werden. Fernow hat nie Theil genommen an den Thorheiten der romantisch-plastischen Schule, und sich mehr als einmahl dagegen erklärt. — Mit Recht bedauert man seinen frühen Tod, indem er zu den wenigen Deutschen Gelehrten der jüngeren Zeit gehörte, die jetzt noch, mit Kenntnissen, Verstand und Geschmack ausgerüstet, an der Erhaltung der Deutschen Literatur arbeiten. Hätte das Schicksal ihn nicht so frühe, mitten in seinen Planen abgerufen, so würden wir ihm wahrscheinlich ein vollständiges Werk über die Theorie der Kunst zu verdanken gehabt haben, da wir jetzt seine Ideen in einzelnen Werken nur zerstreut finden.

Es wird den Lesern des Sonntagsblattes hoffentlich nicht unlieb seyn, wenn ich ihnen einige nähere Umstände aus dem Leben dieses

würdigen Gelehrten mittheile. Ich bin mehrere Jahre vertraut mit ihm umgegangen und habe die folgenden Nachrichten aus seinem Munde.

Fernow war der Sohn armer Eltern und hatte in einer kleinen Stadt in Preussisch Pommern an der Schwedischen Grenze die Apothekerkunst erlernt. Indem er hier die Arzneibüchsen anstreichen mußte, kam ihm die Lust zu mahlen, und er fing an, in den Stunden seiner Muße, sich im Zeichnen zu üben. — Später fielen ihm einige Gedichte von Wieland in die Hände. Er laß, wußte nicht wie ihm geschah, versuchte selbst Verse zu machen, und ward bald, durch die Unruhe die ihn ergriffen hatte, bestimmt, zu glauben, daß er zu einem andern Geschäft, als Pulver, Mixturen und Pillen zu machen, berufen sey. Der Herr der Apotheke billigte diesen eiteln Glauben keinesweges, und ließ ihn die Verschiedenheit seiner Meinung oft deutlich empfinden. Der Durst nach Unterricht aber, und die Begierde in Worten und Bildern sein inneres Leben darzustellen, waren stärker als die handgreiflichen Ermahnungen des Apothekers und ließen dem jungen Fernow keine Ruhe, weder bey Tage noch bey der Nacht. Er laß jedes Buch, das

er erhaschen konnte, und benutzte jedes Stückchen Papier um Gesichter darauf zu zeichnen oder Verse hinzuschreiben. Es fehlte ihm indes in der kleinen Stadt an guten Mustern in der einen, wie in der andern Kunst. Zu dieser Zeit traf ihn das Loos, daß er, in Folge der Conscription, zum preussischen Rekruten ausgehoben wurde. Der Hauptmann der Compagnie, der er zugeheilt wurde, ließ ihm zwey Tage Zeit, um seine Geschäfte in der Apotheke in Ordnung zu bringen. Ein junger Officier, der in dem Orte in Garnison lag, und unsern Fernow bisweilen Bücher geliehen hatte, gab ihm den Rath zu entfliehen, und war ihm selbst dazu behilfflich, indem er ihn bis an die Schwedische Grenze begleitete. Der Officier wagte diesen Schritt aus bloßer Freundschaft und wußte nicht, daß er sich dadurch einem Manne verbindlich machte, der künftig durch Verdienste um die Literatur, die That rechtfertigen würde. Fernow's Name ward darauf, wie der eines jeden Deserteurs, an den Galgen geschlagen. Das militärische Gericht konnte keine Rücksicht auf die etwanigen Talente des Entwichenen nehmen.

Fernow ging nach Lübeck, wo er noch eine Zeit lang sich durch die Apothekerkunst ernährte. Inzwischen übte er sich im Zeichnen

und erlangte eine grosse Fertigkeit, Gesichter auf Pergament mit Silberstift zu silhouettiren. Nachdem er sich mit dieser Geschicklichkeit einiges Geld erworben hatte, verließ er die Apotheke, ging nach Mecklenburg, ward an den Hof des Herzogs von Strelitz empfohlen, und hatte das Glück die ganze herzogliche Familie, auch die jetzt regierende Königin von Preußen zeichnen zu dürfen. — Von jeher an Entbehrung und Mäßigkeit gewöhnt, lebte er mehrere Monate ruhig und friedlich in diesen Gegenden. Er machte hier die Bekanntschaft des Dichters Rosegarten, der seine Liebe zur Poesie noch mehr ansachte, und ihn mit Büchern versah. — Ich weiß nicht mehr, war es in Neu-Strelitz oder in Stralsund, wo er sich in ein junges Frauenzimmer verliebte, dem er nach Dichtermesse ewige Treue schwur, wobey er fest überzeugt war, daß die Dame ihr gegenseitiges Versprechen gleichfalls halten würde. Der Gegenstand seiner Zärtlichkeit machte darauf eine Reise nach Weimar zu ihren Verwandten. Fernow, dem damahls alles, was seine Phantasie und sein Herz beschäftigte, wichtiger war, als die Ermahnungen der Klugheit, verließ Mecklenburg und seine dortigen Freunde, und folgte, mit überaus wenigem Gelde in der Ta-

sche, der Schönen. Er machte die Reise zu Fuß. Als er „arm am Beutel, krank am Herzen“ nach Weimar kam, fand er, daß ein Anderer ihm bereits vorgezogen war. Diese Erfahrung, so bitter sie auch seyn mochte, hatte für die Bestimmung seines Charakters, gute Folgen. Er entsagte den Ländeleyn der Liebe und ging nach Jena mit dem Entschlusse, sich dem ernsteren Dienste der Musen zu widmen. Er mochte damahls gegen dreysig Jahre alt seyn. Die Kenntnisse, die er sich erworben hatte, waren ihm gleichsam nur angefliegen, und er wußte noch nicht, welcher Wissenschaft er sich vorzugsweise ergeben sollte. Ueberdem nöthigten ihn seine bedrängten Umstände seine Zeit auf Portrait = Zeichnungen zu verwenden. Fernow gewann in Jena, durch ein verständiges Betragen und durch eine glückliche, immer heitere Laune, die Achtung und Zuneigung des besseren Theiles der Studenten, die ihn mit Freuden unterstützten. Es war damahls gerade die Zeit, wo in Jena Reinhold, durch seinen beredten Vortrag, alle junge Leute begeisterte, so daß jeder Student mit Gewalt ein critischer Philosoph werden wollte. Auch Fernow fühlte sich von der neuen Lehre angezogen. Er besuchte Reinholds Vorlesun-

gen, schrieb mit eisernem Fleiße auf, was er hier hörte, und bemerkte mit dem Enthusiasmus eines Neulings in den Wissenschaften, daß die Philosophie Licht und Ordnung in seine bisher noch verworrenen Ideen brachte. — Jetzt bestimmte sich die Richtung seines Geistes. Ohne den schönen Künsten, die er lieb gewonnen hatte, gänzlich zu entsagen, wollte er ihre Anschauungen auf Begriffe zurückführen, — er wollte mit dem Verstande umfassen, was seinem Sinne vorgeschwebt hatte. Diese Richtung war ein Glück für ihn, und ein Gewinn für die Literatur; denn als practischer Künstler würde er nie etwas ausgezeichnetes geliefert haben: seine Manier im Zeichnen war steif und zum Dichten fehlte es ihm an feuriger, schöpferischer Einbildungskraft. Sich zum guten Schriftsteller zu bilden, war jetzt sein angelegentlichstes Geschäft; er betrieb es, wie ein Mann, dem es Ernst ist, durch Fleiß den Mangel des Genies, den er fühlte, zu ersetzen. Unermüdet saß er Tag und Nacht vor seinem Schreibtisch, und brachte entweder seine eigenen Gedanken zu Papier, oder excerpirte fremde Schriften. Merkwürdig ist, daß er in dieser Zeit, wo er sich nur durch die äußerste Sparsamkeit ernähren konnte, an einer Schrift: Ueber die

Sparfamkeit als Naturgesetz, arbeitete. Diese Schrift ist, soviel ich weiß, nie im Druck erschienen. Vielleicht hat er sie verbrannt.

Im Hause Reinholds, der ihn, als einen seiner fähigsten Schüler schätzte, lernte er den Dänischen Dichter Baggesen kennen, welcher auf einer Reise nach der Schweiz und Italien Jena besuchte. Baggesen schlug ihm vor, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Der Gedanke Italien zu sehen, hatte zu viel Reiz für ihn, als daß er das Anerbieten hätte von der Hand weisen können. Der Entschluß es anzunehmen, war das Werk eines Augenblicks, und ohne daran zu denken, daß sein ganzes Vermögen damahls höchstens in vier Carolin bestand, ohne mit Baggesen über seinen Unterhalt etwas zu verabreden, versprach er diesem, der eine Stunde darauf abreisen mußte, ihn in Bern aufzusuchen, und mit ihm das gelobte Land jenseits der Alpen zu durchwandern. Nach wenigen Tagen machte sich Fernow zu Fuß auf den Weg, und verzehrte von Jena bis Bern nicht mehr als fünf Laubthaler. Keine Entbehrung kostete ihn Ueberwindung; und wäre sie ihm auch peinlich geworden, er besaß Charakter genug, einen vorgesezten Zweck auch mit wenigen Mitteln standhaft zu verfolgen. — Seine Beharrlichkeit blieb

nicht unbelohnt. Er erreichte Italien, und obgleich er das erstemahl, in Baggesen's Gesellschaft, nicht weiter als bis Mayland kam: so hatte er doch genug gesehen, um, keine Schwierigkeit achtend, und auf eigene Kräfte sich verlassend, noch einmahl die Wanderung zu den Denkmählern der schönen Vorwelt anzutreten. Glücklicherweise fand er einen edlen Freund der Wissenschaften und Künste, der sich seiner annahm: der Baron H. von K., ein österreichischer Cavalier, unterstützte ihn großmüthig, ohne einen andern Lohn dafür zu erwarten, als das Bewußtseyn, einem talentvollen Manne die Mittel zu seiner Ausbildung gegeben zu haben. So kam Fernow nach Rom. Dort, wo die Vergangenheit noch in prachtvoller Herrlichkeit glänzt, in dieser großen, classischen Stadt fand er reiche Nahrung für seinen Geist, aber auch die Ueberzeugung, daß er nur mit mancher Noth ringend, seinen Zweck würde verfolgen können. Ihn schreckte diese Aussicht nicht; sein Fleiß und seine Fähigkeiten lehrten ihn bald Mittel finden, seinen Unterhalt zu verdienen. Er hielt vor Deutschen Künstlern Vorlesungen über die Aesthetik, er schrieb über Kunst und Kunstwerke mehrere Abhandlungen, die er nach Deutschland schickte, wo sie größtentheils im Deutschen

Merkur abgedruckt wurden; er machte sich auch bald die italienische Sprache so vollkommen zu eigen, daß er Unterricht darin gab und später eine Italienische Sprachlehre verfertigte. Auf solche Art lebte er zehn Jahre in Rom, wo er sich endlich auch mit einer Römerinn verheirathete. Sodann erhielt er den Ruf als Bibliothekar der verwitweten Herzogin von Weimar. Er nahm die Stelle an und zog mit seiner Familie nach Deutschland. Nur fünf Jahre hat er das Glück genossen seinem Vaterlande nützlich seyn zu können. Er starb als ein Mann von 45 Jahren, gerade als er den Lohn eines mühevollen Lebens erndten und die Früchte seines Fleißes reifen sehen sollte. Seine letzten Arbeiten waren eine critische Ausgabe des Ariost und der Werke Winkelmanns, die er mit Anmerkungen begleitete.

Ich besitze einige Briefe von ihm, aus denen ich hier einen Auszug mittheile. Der Inhalt und das Interesse derselben, werden hoffentlich diese Mittheilung rechtfertigen. Der erste Brief ist aus Bern, nach Fernow's erster Italienischer Reise, geschrieben; der zweyte aus Rom. Ich lasse aus diesen Briefen weg, was sich bloß auf Privatverhältnisse bezieht.

(Die Briefe folgen im nächsten Stücke.)

Uebersicht der neuesten Almanache.

(Fortsetzung.)

Das Taschenbuch für Damen, bey Cotta verlegt, behauptet auch in diesem Jahr einen ausgezeichneten Rang unter den bessern Almanachen. Der poetische oder vielmehr versifizierte Theil desselben ist jedoch dießmahl, sowohl an Menge als Gewicht, dürftig ausgefallen, und die wenigen bedeutenden Gedichte scheinen, wie Blumenkränze, nur zur Verzierung, aufgehängt zu seyn, so wie es auch nicht an Ferrorbildern und Chinesischen Pagoden fehlt, die vermuthlich zur Belustigung dienen sollen. Von beyden Sorten werden wir die merkwürdigsten ausheben, und sie mit Bemerkungen begleiten.

Ein Gedicht von Schreiber, die Bilder, verdient Lob, wenn es auch nicht durchgängig richtig gedacht ist. Die Blumen, obgleich jedes Jahr sie wieder bringt, geben doch ein zu schwaches, vergänglichendes Bild für das Schöne, das, einmahl in der Idee erkannt, in ewiger Glorie vor uns steht. Den Gedanken, daß die Kunst von der Wahrheit ausgeht und sich bis zum göttlichen

erhebt, drückt der Verfasser mit Würde in folgender Strophe aus:

„Wollt Ihr ein Bild des Ewigen und
Wahren,
„Schaut, was die Kunst vor Augen Euch
gestellt;
„Das Göttliche dem Geist zu offenbaren,
„Baut sichtbar sie die unsichtbare Welt;
„Sie machet wahr, was niemand noch erfah-
ren,
„Und jedem doch sich menschlich zugesellt;
„Und muß auch ihre Schöpfung untergehen,
„Ihr Reich bleibt ewig in der Menschheit ste-
hen.“

Von den übrigen Gedichten des Herrn
Schreiber sind zart empfunden und wirklich
poetisch: der Schmerz, und zwey Hym-
nen.

Von den sinnvollen und lebendigen Ge-
dichten des ehrwürdigen Pfeffel führen wir
vorzugswelse, das Bild des Menschen,
das Bild des Croc, und den Spie-
gel an. Der Santon, eine orientalische
Legende, scheint uns wegen seines gräßlichen
Inhaltes kein dichterischer Stoff zu seyn,
und ist auch nicht zart genug behandelt.

Mehrere Gedichte von Conz, selbst die Frühlings-Elegien, sind frohlig und gedrechelt, und zwey kleine Gedichtchen von Haug zu schwach und wässerig. Eins davon, Lethe genannt, lautet also:

„Ich will Vergessenheit der Leiden
 „Aus Dir nicht schöpfen, Lethefluß!
 „Wenn ich die Lebensfreuden
 „Zugleich vergessen muß.“

Haquin und Dobra, ein erzählendes Gedicht von Nicolay war, seinem romantischen Inhalt nach, zur Ballade geeignet, die Behandlung aber ist unpoetisch, und fällt da, wo sie ganz zur Unzeit spaßhaft seyn soll, ins Gemeine. Zum Beweis führen wir die Schluß-Strophe an:

„Der falsche Ritter, fest geschnüret,
 „Wird seines Frevels überführet,
 „Das Herz im Leibe hüpft
 „Den Liebenden; zur Hofkapelle
 „Führt sie der König auf der Stelle,
 „Und Kurt wird aufgeknüpft.“

Eine Ode an einen Herzog, von Isidorus, verkündigt uns mit prächtigen Worten unerhörte, und noch nie gesehene Dinge, z. B.

daß Indiens und Hellas Klänge, Südes = Kauschen und Eisen = Gänge nächstens durch einander ziehen sollen. Wir ermahnen deshalb jedermann, diese Wunderdinge nicht ungesehen vorbeypassiren zu lassen, und warnen zugleich, daß ja Niemand den Adler aufhalte oder gar herab schieße, der in kurzem himmelaufbrausen wird.

Ein paar Gedichtchen von Justus Kerner sind so unbedeutend, daß sich gar nichts davon sagen läßt.

Dagegen setzen wir ein Gedicht von Friedrich Schlegel an die Geliebte, seiner Seltsamkeit wegen, ganz hierher:

„Mich traf, ich weiß nicht wie, ein süß Verlangen
„Sogleich mit Dir zu sterben.

„Es dünkte mich, wir giengen

„Im Grün, die Stirn vom Morgenstrahl getroffen,

„Weit, weit von Menschenspuren.

„Im Steigen hören wir die Lerche singen,

„Das Auge lächelt auf die stillen Fluren,

„Des Berges Höh' schon nah, wo froh wir wagen,

„Die Freyheit zu erwerben. —

„Nun wirst den Freund du Freudenreiche fragen:

Warum willst Du verderben?

„Ich sah mich selbst, mein Wesen klar und offen;
 „Erreicht das Ziel, das alle Wünsche hoffen,
 „Wenn sie sich nicht beschränken. —
 „Wie wenig alles muß ich seitdem denken!“

Mit dem letzten Vers sind wir vollkommen einverstanden, nur glauben wir, daß der Verfasser auch bey diesem Gedicht sehr wenig gedacht, und noch weniger gefühlt hat.

Der welke Kranz, gleichfalls von Friedrich Schlegel, worin der Reim nicht nur am Ende, sondern auch in der Mitte des Verses angebracht worden ist, weil man des Guten nie zu viel thun kann, ist so unendlich kindlich und kindisch, daß der Leser schon an einer Strophe genug haben wird.

„Es war noch May, da hast Du sie gebrochen,
 „In Blumen ausgesprochen, selber Blüthe.
 „Was blühend im Gemüthe schon sich regte
 „Und heilig sich bewegte,
 „Was kindlich ach! der Freund so gerne hegte,
 „Wenn sie ihr Herzchen legte an das seine,
 „Wo ich nun ewig weine.“

Weit vorzüglicher und interessanter sind in diesem Almanach die prosaischen Aufsätze. Sehr anziehend ist die Erscheinung der pilgernden Thörin von Göthe, die, von dieser Meisterhand gezeichnet, so liebenswürdig na-

türlich und weiblich uns einnimmt und befängt, daß wir sie festhalten möchten, da sie vor unsern Augen verschwindet, ohne uns einen Aufschluß über ihr geheimeres Wesen und ihre Schicksale zum Trost zurückzulassen. Dieß reizende Bruchstück war uns übrigens der Idee nach nicht unbekannt, nur erinnern wir uns nicht mehr wo wir sie zuerst gefunden haben.

Der Jahrmarkt, eine Erzählung von Lafontaine, verhält sich zu der Götheschen Darstellung wie die Manier zum ächten Styl. Auch in diesem kleinen Romane sind die aus den Werken des Verfassers schon bekannten Vorzüge eines frischen, lebhaft sinnlichen Colorits, einer piquanten Zusammenstellung, und einzelner, feiner Züge; aber die Zeichnung ist weder richtig noch fest, die Gestalten sind ohne Individualität und sehen sich alle einander ähnlich, so wie die Idee des Ganzen zu eng und niedrig, und immer unpoetisch ist. Daher kommt es, daß man in den Lafontaineschen Romanen eher Engel und Teufel als Menschen antrifft, daß die Liebe bey Alt und Jung einerley Ton und Farbe annimmt, daß die Liebenden, nach zehnjähriger Abwesenheit eben da fortfahren, wo sie aufgehört haben, und daß es endlich, trotz aller hohen Empfindungen und

strengen Grundsätze, doch überall sehr menschlich hergeht. Ein Roman, der nicht geistreich ist, muß nothwendig sinnlich werden. Da Lafontaine nur wenige selbstständige Charaktere geschaffen hat, so giebt er, besonders in seinen spätern Werken, den meisten ältlichen Personen, wo es mit der bloßen Empfindung nicht mehr recht fort will, einen Anstrich von Humor, er mag ihnen nun zu Gesicht stehen oder nicht. Dieser Humor ist wie eine edle Frucht, der man anmerkt, daß sie aus einem südlichen üppigen Boden herkommt, und nur durch künstliche Pflege zu einiger Reife gediehen ist. So tractirt uns der Verfasser mit Schandischem Humor, mit Hippel'scher Originalität, und am liebsten mit Jean Paul'scher präparirter Laune, und begnügt sich bescheiden damit, den Hautgout dieser kräftigen Speisen mit einem Präcipitat eigener Empfindsamkeit niederzuschlagen.

Die dritte Erzählung, die Männerfeindinn, ist so vortreflich, daß sich von dem ungenannten Verfasser sehr viel erwarten läßt. Die Verwicklung darin ist sehr einfach, desto interessanter sind aber die Verhältnisse und Charaktere, deren Reiz weniger in der Neuheit, als in der Stärke und Wahrheit

liegt, womit sie dargestellt sind. Hier ist kein Held und keine Heldinn, sondern ein Kreis liebenswürdiger Menschen, die, selbst wenn Leidenschaft und Irrthum sie trennen, doch durch ein geistiges Verständniß auch in der Ferne verbunden bleiben. In keinem uns bekannten Romane findet man die leidenschaftliche Liebe so rein und zart geschildert, als es hier geschieht. Was die neuesten französischen Romane für die höchste Liebe ausgeben, grenzt an den Wahnsinn, und stößt mehr Mitleid oder Widerwillen als Mitgefühl ein. Auch hier wird die Liebe in der frischesten Jugendkraft dargestellt, aber gezügelt durch sich selbst; denn wahre Liebe hüllt sich immer in den Schleyer der Grazien ein. Ueber das Ganze ist eine anmuthige Schwärmerey ausgegossen, die sich in Bildern ausdrückt, und Ueberall den Nachhall zu dem sucht, was ihr Innerstes so gewaltig bewegt. Wir bedauern sehr, daß dieß zarte Liebesgedicht, wegen der harmonischen Verbindung seiner Theile, keinen Auszug verstatet, und empfehlen es daher allen Frauen und Jungfrauen, als die anziehendste und gehaltreichste Lectüre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theater.

Unsere Theater sind in den letzten zwey Monathen an Neuigkeiten sehr reich gewesen, ziemlich arm aber an erfreulichen Erscheinungen. Wenn wir zu den letzteren auch vorzüglich Glück's Iphigenia in Aulis, dann die Phädra, die Gastrollen der Madame Händel und den Brautkranz von Herrn Weissenbach zählen können: so findet dabey doch manche Einschränkung Statt, die das Gewicht des Guten vermindert, wodurch wir für das Fehlerhafte und Gemeine entschuldiget seyn sollten, welches von der Bühne noch nicht verbannt werden konnte. Die Dichtlinge werden sogar immer kühner in der Zumuthung, daß die Zuschauer auch das sinnloseste und platteste Machwerk ertragen müssen. Das Singspiel: der Ueberfall, Text von Herrn Treitschke, Musik von Herrn Bierre; die Oper Numa Pompilius von Herrn von Guttenberg, componirt von Herrn Buchwieser; die sogenannte dramatische Dichtung: Bianka von Nawarra, nach Karl Winklers Bianka von Loredo; Ubaldo, ein Schauspiel nach dem Trauerspiel gleiches Namens des Herrn von Kogebue; und endlich der Schenkbrief von Herrn

Schildbach, — sollten nur in einem Archiv schlechter Stücke ihren Platz finden. Wir halten es für das rathsamste, hier nichts weiter davon zu saen. Wir bey dem Ubaldo und bey dem Schenkbriefen, zu wir eine Ausnahme machen: bey dem ersten Schauspiel, weil es einem dramatischen Schriftsteller von Rang zugeschrieben wird; bey dem Schenkbrief, weil das Stück, durch seine große Absurdität eine öffentliche Klage nothwendig macht.

Wir wissen nicht, wie viel Veränderungen sich der Bearbeiter des Ubaldo mit seinem Original erlaubt hat, weil wir dieses nicht kennen, und sind geneigt zu glauben, daß Herr von Kogebue wenig oder gar keinen Antheil daran hat; denn man findet in dieser Nachbildung keine Spur von dem Geiste oder auch nur von der Hand eines geübten dramatischen Dichters. Die Intrigue, so wie die meisten Charaktere, wenn man sie so nennen will, sind aus Emilia Galotti genommen. Indem man aber dabey an Lessings Trauerspiel erinnert wird, fühlt man überall den ungeheuren Abstand zwischen dem vollendeten Werke eines gereiften Dichters und der flüchtigen Sudeley eines rohen und vermessenen Anfängers. Lessings Prinz ist hier zum Herzog avanciert, durch eine große Gabe von Albernheit aber tief un-

fer ihm herabgesetzt. Die Gräfinn Orsina wird zu Ehren gebracht und zur Gemahlinn des Herzogs erhoben, dabey ist sie voll süßer Empfundeley und fragt sich, „ob ihre erste Jugendblüthe verwelkt ist?“ — „Unschuld, reizende Schüchternheit — wer hat sie mir entrißen?“ ruft sie; „wen darf ich hassen? Meines Herzens Herz? oder sie, die Feindinn meiner Ruhe?“ u. u. Odoardo ist hier ein Fürst, ein großer Feldherr, der Oheim und Erzieher des Herzogs und heißt Ubaldo. Er unterscheidet sich aber von seinem Vorbilde dadurch, daß er nicht seine Tochter umbringen will, um sie vor der Schande zu sichern, sondern daß er sich geduldig ins Gefängniß schleppen läßt, um dem einfältigen Herzog nicht ungehorsam zu seyn. Seine Tochter Blanka verheirathet er vorher in aller Eile an einen Vasallen des Herzogs. Was nachher mit ihr geschieht, das kümmert ihn nicht, „denn der rechte Mensch blickt nie um sich, um zu erspähen, was daraus entstehen werde, wenn er handelt, wie er muß.“ Ubaldo muß zwar nicht so mit sich spielen lassen, er soll es auch nicht; doch ist es ihm zu verzeihen, da er seine ganze Weisheit von einer Spinne erlernt. Im Kerker nämlich sieht er das Insect arbeiten. „Fleißige Spinne,“ sagt er, „wir müssen Bekanntschaft

„machen. Lernen kann der Mensch von jedem Thiere. Laß sehen, was lern ich von Dir? — Nege weben? Nein. Witterung prophezeihen? — warum nicht? es wäre bey Hofe eine willkommene Kunst. Siehe, da hältst du dich an einen Faden, den kaum das Auge erblickt, sicher schwebst du in der Luft. Hat dir allein der Schöpfer die Gabe verliehen, solch einen Faden aus dir selbst zu spinnen? — Mitnichten, auch dem Menschen. Ihm ward ein Edlers — die Pflicht!“ — Und die Pflicht ist natürlich nichts anders als ein Spinnengewebe.

Camilla, Ubaldo's Gemahlinn, wünscht ihre Tochter zu verkuppeln, der Mann ist dagegen, und sie ärgert sich über sein Betragen indem sie ausruft: „O daß die Helden, doch sogar nichts sind, als eben Helden!“

Die wunderlichste Carikatur in diesem Stück ist der Graf von Camponero, der den Marinelli representirt. Er ist in die Herzoginn verliebt, will den Ubaldo stürzen, und bestärkt deshalb den Herzog in seiner Liebe zur Blanka, mit dem er häufig auf die Jagd nach Montesilva geht, wo das Mädchen unter Blumen wohnt. Der vierte Auftritt des zweyten Actes charakterisirt diesen Grafen als einen feinen Kopf. Da die Scene kurz ist, wollen wir sie abschreiben:

Graf (aus des Herzogs Zimmer) He!

Ein Jäger. (tritt ein).

Graf. Geschwind, des Herzogs Leibbrod,
er will jagen.

Jäger. Wo?

Graf. Im Park von Montefilva.

Jäger. Gnädigster Herr. Der letzte Hirsch
ward gestern —

Graf. Ihr gehorcht.

Jäger (geht ab)

Graf. Hirsche? wem liegt daran? —
Blindes Volk!

Ein andermahl sagt der Graf in einem
Selbstgespräch: „So oder so, er ist verlohren!
Triumph! Ubaldo ist umstrickt! die Herzoginn
dem Falle nahe. — Ein Schritt noch und ich
steh am Ziele!“ —

Der Graf irrt sich; eben so sehr als der
Verfasser sich irrt, der auf jeder Seite von sei-
nem Ziele unermesslich fern bleibt. Die Leser
werden uns diese Versicherung aufs Wort glau-
ben, und alle weiteren Beweise erlassen.

Der Schenkbrief, von Herr Schild-
bach, soll eine Parodie des König Lear seyn.
Der Verfasser hat sich eingebildet, er könne aus
einem Shakspeare'schen Trauerspiele leicht ein
gutes Lustspiel verfertigen; er hat aber nur die
Poesie seines Vorbildes in den Roth getreten,
wie sich ein witziger Kopf über den Schenkbrief

geäußert hat. Aus dem alten Lear, so wie aus dem Herzoge von Cornwallis macht Herr Schildbach ein paar Lohgerber; den König von Frankreich verwandelt er sogar in einen Schneider. Die Schwiegersöhne behandeln den alten Lohgerber mit schändlichem Undank. Darin liegt aber nichts Komisches. Die Undankbarkeit ist nie lustig, es mag sie eine Königstochter oder ein Gerber sich zu Schulden kommen lassen. Der Stand ändert nichts in dem Verhältniß. Sehen Sie das ein, Herr Schildbach? *)

Der Moral zu liebe, läßt der Verfasser nicht die Töchter, sondern die Schwiegersöhne den alten Mann peinigen. Die älteste Tochter stiehlt jedoch, aus kindlicher Liebe, ihrem Manne den Schenkbrief aus dem Schreibtische. Es ist aber eine schlechte Moral, welche uns erlaubt, ein Dieb zu werden, um einen Undankbaren zu bestrafen. Sehen Sie das ein, Herr Schildbach.

Man sollte keine Lustspiele schreiben, worin plumpe Zweydeutigkeiten die Stelle des Wises einnehmen, und, statt der Thorheiten der handelnden Personen, nur der Unverstand und die gänzliche Geschmacklosigkeit des Dichters geschildert werden. Sehen Sie das ein, Herr Schildbach?

*) Die Redensart: „Sehen Sie das ein?“ die sich der Schornsteinfeger angewöhnet hat, ist der Hauptspass in dieser Comddie.